



Staats- und  
Universitätsbibliothek  
Bremen

# **Staats- und Universitätsbibliothek Bremen**

**DFG Projekt Die Grenzboten**

**Die Grenzboten**

**Berlin u.a., 1841 - 1922**

Laube, Heinrich: Leipziger Briefe.

**urn:nbn:de:gbv:46:1-908**

## Leipziger Briefe.

### 2.

Die Urania für 1847. — Sternberg, Therese, Gutzkow, Gerstäcker, Berthold Auerbach. — „Schrift und Volk ic.“ — Auerbach als Theoretiker. — Der Dorfchronist in der Stadt.

Eine Novelle von Baron von Sternberg, „Sibylle“ genannt, eröffnet die diesjährige Urania. Der Baron und die Gräfin (Hahn) sind sich in gleichem Zweck und Namen begegnet, um ein eigenthümlich Frauenbild zum Mittelpunkte einer Novelle zu machen. Glücklicherweise hat sich Herr von Sternberg kürzer gefaßt. Langer Athem ist überhaupt nicht seine Sache, er hält allmählig die Composition für eine Unart. Wozu die Kleidung, wozu die Gruppe, wozu der Farbenwechsel, wozu die Bewegung? Man zeichne eine nackte Figur. Sie versinnlicht die Idee, allenfalls auch nur die launische Seite einer Idee: die Marotte.

Ist es vielleicht ein tiefes Merkmal sterbender Aristokratie, daß ihre belletristischen Schriftsteller so tiefe Abneigung haben vor Composition, oder so deutliche Unfähigkeit für dieselbe? Composition ist ja wirklich eine Mischung; Mischung ist fatal. Da macht jedes einzelne Wesen, jeder beiläufige Vorfall Anspruch auf weitere Beachtung, Anspruch auf Konsequenzen. Man verliert das Seigneur-Recht; die errichtete Verwicklung bringt die ihr inwohnenden eignen Rechte mit sich; sie verlangt eine lästige Aufmerksamkeit nach zehn verschiedenen Seiten; sie wächst uns zu Kopf: es ist eine constitutionelle Wirthschaft, die unserm Naturel nicht zusagt, die unsere geistreich vorgefaßte Idee nur stört; wozu das?

Gräfin Hahn hat noch mehr Herrscherfynn, sie nöthigt doch mancherlei heran an die von ihr errichtete Stange. So kommt mehr Einheit in ihre Bücher und sie werden länger, aber innerlichst ist ihr ästhetisches Princip ziemlich dasselbe, wie das Sternberg's: aus Apereus Novellen und Romane zu machen. Diese ästhetische Armuth begegnet einer ganz verwandten bei den Schriftstellern, welche um jeden Preis demokratisch sein wollen. Sie schreiben ebenfalls Novellen zum Beweise für eine Idee und mögen sich den Beweis nicht erschweren durch Zulassung einer sich frei begründenden Form. Was Form! Das ist

ein Nest des Aristokratismus, der uns um den einzig nöthigen Inhalt betrügen will. Das ist eine Spielerei, unwürdig unserer edlen Zwecke! Das ist Lurus und — setzen Manche hinzu — das ist überhaupt nicht deutsch, sondern französisch. Die auf- und niedersteigende Bewegung, welche Charaktere und Ideen einer Novelle für unsere Theilnahme erregt, nennen sie ein für alle Mal Intrigue, und da dies ein fremdes garstiges Wort mit garstiger Nebenbedeutung ist, so rufen sie: „Fort damit!“ und bestärken sich in einer Einseitigkeit, welche nimmermehr Kunstwerke zu Stande bringt.

In solchem Punkte der Verneinung begegnen sich jetzt schon in unserer schönen Literatur die Extreme, welche nur bemerken und aussprechen, nicht aber schaffen wollen, welche nicht einen Organismus errichten, sondern nur ein Gelüft oder einen Befehl in novellistischer Form ausdrücken wollen.

Sternberg hat sich übrigens in der Idee seiner „Sibylle“ eine Aufgabe gestellt, die ganz interessant ist und seinem, die Geldangelegenheit und das Rechnen sonst verachtenden Wesen gar nicht leicht geworden sein mag. Seine Sibylle kann vollkommen kaufmännisch rechnen und verlangt von ihrem Bräutigam in Behandlung der Finanzen die exacteste Genauigkeit und Gewissenhaftigkeit. Ja, sie gibt ihm den Abschied, als er in diesem Finanzeramen nicht besteht, obwohl sie ihn liebt. Dies Thema nicht nur im Charakter des Mädchens zu begründen, sondern durch die mannichfaltigen Vorgänge des Lebens durchzuführen, wäre sicherlich recht sehr lohnend gewesen. Wir sind auch auf eine solche Durchführung gefaßt, denn wir ahnen wohl, daß Sibylle in der Unordnung ihres Liebhabers nur ein verderbliches Symptom bekämpfen will, und wir sehen wohl, daß in ihrer romantischen, das Geldwesen verachtenden Freundin ein Gegenbild angelegt ist, welches in anderer Weise zum Untergange geführt werden soll; aber wie werden wir getäuscht! Diese bloße Exposition ist die ganze Novelle. Was Entwicklung! was Ineinandergreifen! Wo die Entwicklung beginnen soll, da kommt ein Strich und hinter dem Striche sind wir über die zwanzig Jahre, welche wir erleben wollten, hinweggeschleudert und das, was wir geschehen sehen wollten, das ist geschehen und wird uns als Chronik beiläufig und ziemlich ungeschickt mitgetheilt, mit der Notiz werden wir abgespeist, mit den fargen Procenten eines vollständigen Erzählungs-Bankerutts.

Die zweite Erzählung, von Therese, heißt „Interlaken“ blos darum, weil die Heldin, natürlich eine durch mangelhafte Ehe unglückliche,

sanfte Dame, sich in Interlaken aufhält. Das gibt Gelegenheit zu den kleinen Naturgemälden mit Wasserfarben, welche wohl Frauen interessiren mögen. Man hat sich in letzter Zeit gestritten, ob diese schriftstellernde Dame Therese berühmt sei oder nicht. Ich für meine Person habe die letzten Bücher derselben nicht mehr gelesen. Eine liebenswürdige, anmuthige Bildung anerkennend fand ich doch diese Schriften gar zu eintönig und gestaltlos, vor allen Dingen zu marklos, schwammige Körperchen ohne Knochen. Das kaum merkliche Leben, welches die zarten Gliederchen zu bewegen schien, gemahnte mich durchaus an die künstliche Lebensluft, welche durch chemische Apparate erzeugt werden mag. Hier war es die destillirte Leidens- und Freudenluft für Frauen, welche in der couranten heutigen Bildung gewonnen worden ist und welche nun doch ohne starkes Naturel der Schriftstellerin nicht im Stande ist, dürftige Erfindungen mit dem Scheine des lebendigen Lebens auszurüsten. — Diese Erzählung „Interlaken“, an welche ich deshalb ohne Neigung ging, erschien mir besser; wahrscheinlich, weil sie kürzer ist. Eigentlich ist es doch dieselbe schwächliche Frauenwelt, welche uns innerlichst niederbeugt. Stubenluft, aus welcher uns der Vogel im Bauer endlos entgegentirpt: vom Stuhl auf's Sopha, vom Sopha auf den Stuhl! Das Leben, dessen Pulse wir in den literarischen Schöpfungen spüren wollen, ist eben noch etwas ganz Anderes, und jedenfalls etwas viel Stärkeres, als eine milde Dame der Gesellschaftswelt erfährt, wenn sie nicht mit vollen Gaben der Combination und des Talentos versehen ist.

„Imagina“ von K. Gukow, die dritte Erzählung, ist ein Capriccio, das mit guter Laune geschrieben, künstlerisch sorgfältig angelegt und ausgeführt ist. Eben deshalb bietet es uns Gelegenheit zu der Behauptung, daß die künstlerische Form vor einem Gebrechen nicht retten kann, welches im Kerne des Inhalts liegt. Ein träumerisches Mädchen verwechselt und verflucht die Märchenwelt ihrer Phantasie mit der wirklichen Welt und handelt demgemäß. Es wäre zur Zeit der Romantiker unbedenklich hingenommen worden, für unsern heutigen realeren Geschmack streift es an das Forcirte. Gukow hat das wohl auch empfunden und hat im Grunde dafür gesorgt, daß diese Imagina um kein Haar anders handeln würde ohne das ganz besondere Märchen, welches als maßgebend für sie eingeführt wird. Aber er hat nicht auch eine Ehegeschichte à la Gräfin Hahn und Therese geben wollen, und eine solche wäre es ohne die Märchenthathat geworden; und so hat er zur Bereicherung und zur Auswahl mit der Märchen-

zuthat ein Uebrigcs thun wollen. Der Leser wählt aber nicht also, sondern er sagt: Hier sind Flügel angeheftet, das Ganze ist zu einem Vogel gemacht worden, und doch sind mehrere gewöhnliche Beine angebracht! Die Reinheit der Form wird zwar auch einige Male durch journalistische Wendungen, wie „Entweder=Oder=Zeitung“ getrübt, aber das Heitere und Satyrische der Nebenfiguren und Nebenscenen, welche sich zum Vortheil der Lectüre ausbreiten, ist sehr gut geschrieben.

Auch die vierte Erzählung „die Riccarees“ von Gerstäcker, nöthigt zu einer weitem Erklärung, daß mit Bilden und Einhalten der Form nicht Alles gethan sei. Die Form muß auch voll sein. Gerstäcker's Talent bildet sich sehr rasch, aber die Raschheit ist zugleich seine Gefahr. Drang und Spannung sind der Erzählung gewiß nöthig, aber sie dürfen nichts Aeußerliches und Mechanisches verbleiben, so daß man nur athemlos darauf zustürzt und nie mehr das Verlangen hat, darauf zurückzukommen, nachdem man sie einmal überwunden hat. Dagegen hat die deutsche Art, welche allerdings meist aus Mangel an Talent und Thatkraft entspringt, dagegen hat sie Recht, indem sie die Breite der leeren Spitze vorzieht, indem sie gedanklichen Inhalt immer noch höher hält als leeren Reiz. Inhalt der Charaktere und Handlung zu begründen und mit diesem Gepäc die interessanten Wege des Erzählens zu suchen, das ist ein Motto, welches einem frischen Muthe und Talente, wie Gerstäcker's, zu tüchtigen Erfolgen dienen kann.

In der vorliegenden Erzählung hat er ein starkes Thema verpufft, weil er nur skizzirt und sich nur auf den Drang des Ereignisses verlassen hat. Das Thema ist die Sklaverei in Amerika, welche durch einen Kaufbrief auch eine freie Indianerin umschlingen und erdrosseln kann. Das Thema wird freilich immer etwas Mißliches behalten für den Roman, wie stark es auf den ersten Anblick erscheinen mag. Die äußerlich nach den Landesgesetzen berechnete Sklaverei ist etwas so Gröbliches und Rohes und bietet so freche Gegensätze, daß sie für die Kunst nicht eben ein günstiger Vorwurf ist. Und die erschlichenen Rechte über einen Sklaven, wie hier durch falschen Kaufbrief, bieten noch schneidendere, die Menschlichkeit noch tiefer zerrende Verhältnisse. Zu schrecken und zu quälen ist ja nicht Ziel der Kunst, wenn der Schrecken unzertrennlich ist von der Qual, und wenn man nicht zu bloß philanthropischen Zwecken die Kunst hergeben will. Viel ergiebiger ist es, der Sklaverei in europäischen Verhältnissen nachzugehen auf den feinen Wendungen und unbetretenen Wegen der Erzählung, welche in den Seelenzuständen ihre Motive holt zur Gestaltung. Hier

sind Gegensätze vorhanden von ungeahnter und tief innerlicher Kraft. Man betrachte nur die einfachste bürgerliche Herrschaft, welche für ein Paar Thaler Lohn und unerschütterlichen Herrenstolz alle ersinnliche Vollkommenheit verlangt von ihren Dienstboten, leibliche, technische und moralische Vollkommenheit für vollkommenen Undank. . . .

Auerbach's „Frau Professorin“ ist eine nicht fehlerfreie, aber doch sehr wohlthuende Erzählung und bei weitem der beste Theil dieses Taschenbuchs. Lassen wir uns doch ja nicht die Gaben einer so schönen Natur, wie Auerbach's, dadurch verleiden, daß die unvermeidlichen Neider unsere Ohren anfüllen mit all der Splitterrichterei, welche niemals ausbleibt, wo große Erfolge die Mißgunst zu ästhetischen Criminal-Untersuchungen stacheln. Auerbach's großer Erfolg mit den Dorfgeschichten ist uns Allen, die wir auf andern Bahnen wandeln, ein sehr wohlthätiges Ereigniß gewesen. Die Mahnung: es ruhe in unserer einfachsten Heimathswelt, es walte in den unscheinbarsten Bewegungen unseres Menschenthums, es klopfе in der anspruchslosesten Darstellung dieser Heimathswelt und dieses Menschenthums eine rührende und erhebende Kraft, diese Mahnung haben wir ihm zu verdanken. Und nicht blos die Mahnung, auch eine tiefe Wirkung derselben. Unsere Lesewelt ist am gesunden Quellwasser wieder gekräftigt worden zu einfachem Genuße, und Mancher von uns hat sich in der Stille eingestanden: Ja wohl, solche gesammelte Kraft der Einfachheit ist mehr werth, als die zusammengehäuften Wirkung der hundertfältigen Mannichfaltigkeit, welche des natürlichen Dranges und der natürlichen Wahrheit entbehrt.

Seien wir nun nicht undankbar, daß wir in einem Athem für Erquickung danken und dem gewonnenen Tranke vorwerfen: er steigere sich nicht an Kraft und Wohlgeschmack durch Composition. Einer kann nicht Alles. Wenn Auerbach nicht componiren kann, so kann er doch erzählen, wie Keiner von uns, erzählen in lieblicher, vaterländischer Weise, in rührender, poetischer Weise. Drängen wir ihn nicht zu einer Bervollkommnung, welche vielleicht nicht vereinbar ist mit seinem Naturel. Es ist mir fast wahrscheinlich, daß er einen Theil seiner edelsten Eigenschaften beschädigen würde, wenn er durchaus den Forderungen einer ausgebildeten Technik nachtrachten wollte. Ich sehe wenigstens noch keine deutliche Vermittelung zwischen seinem tiefen Schilderungsvermögen und den Triebfedern der Verknüpfung und Bewegung, welche den vollen Roman in lebendigen Umschwung setzen. Er ist der lyrischen Betrachtung viel näher als der dramatischen Be-

wegung, welche letztere heutiges Tages die epische Kunst ergriffen und zu einer neuen drangvollen Form gebildet hat.

„Des Wildschützen Sohn“ in dem „Deutschen Jugendkalender für 1847“, eine mit stoßweis eintretenden Begebenheiten belebte, das Waldleben prächtig schildernde Symphonie, ist ganz und gar Auerbach's lyrische Erzählung, welche noch weiter als die „Frau Professorin“ zurückweicht, fast scheu zurückweicht vor der dramatischen Romanknüpfung, so wie eine schüchterne Jungfrau dem vollständigen und folgerichtigen Gespräche ausweicht.

Theoretisch weiß Auerbach ganz genau, was gemeint und von ihm gefordert wird, denn obwohl mit einem starken Naturel ausgerüstet, ist er doch nichts weniger als Naturalist. Im Gegentheil, er hat eine so feine ästhetische Bildung, daß sich die künstlichsten Aesthetiker bei ihm Rathes erholen könnten. Aber Wissen und Empfinden ist etwas anderes als Bewerkstelligen. So tüchtig seine Bücher außerhalb des Idyllenbereichs sind, so sorgfältig ausgedacht, überlegt und ausgeführt sein „Spinoza“, sein „Dichter und Kaufmann“ ist, so unverhältnißmäßig schwach, weil reizlos, sind sie neben den Idyllen. Die Bildung hat sie geschrieben, nicht das Talent. Sein Talent erwacht immer erst und setzt sich in Thätigkeit, wenn er den Boden seiner Landleute betritt, wenn er die Verhältnisse des einfachen, natürlichen Lebens berührt. Die Sage vom Riesen Antäus, welcher nur volle Kraft hatte, so lange er wenigstens mit der Fußspitze die Erde berührte, scheint für Auerbach erfunden zu sein. Ja das geht so weit, daß ein neues Buch von ihm „Schrift und Volk, Grundzüge der volksthümlichen Literatur, angegeschlossen an eine Charakteristik J. P. Hebels“, in diese Bedingungen der größern oder geringern Macht Auerbach's einzureihen ist, obwohl es Betrachtungen, Untersuchungen, Theoreme und Systeme und keineswegs eine Novellen- oder Romanform bietet. Es enthält vortreffliche Grundzüge, fein gesehene und empfundene Bemerkungen, und in allen Theilen die gesundeste und tüchtigste Aesthetik. Zu einem einzelnen Belege will ich nur einen Schluß des ersten Abschnitts wörtlich anführen:

„Es giebt viele politische und socialistische Rigoristen, die die Forderung stellen und sie auf Beweise zu stützen trachten, daß in dem großen Prozesse der Gegenwart auch die Kunst in die Gantmasse kommen müsse, da heißt es: Ihr sollt und könnt uns keine in sich ruhende Gestaltungen der Kunst liefern, mitten aus dieser ruhelosen, chaotischen oder mißgestalteten Zeit. Ihr müßt heraus aus dem Poe-

tenwinkel, in dem Ihr Euch eine Welt zurecht macht. Es kann kein Kunstwerk mehr geben, das in sich selbst seine Erfüllung hat, der Befreiung des Menschendaseins muß auch die Kunst zum Opfer gebracht werden."

"Die Kunst," entgegnet Auerbach schlagend, "soll der Befreiung des Lebens geopfert werden und sie ist doch eine der höchsten Erfüllungen des befreiten Lebens! Es soll hier etwas als Mittel aufgebraucht werden, was wieder als Endzweck zu erobern wäre. Ist die Freiheit Gesundheit, so ist die Füllung und Entfaltung der Gesundheit die Schönheit nach allen ihren Seiten."

Von solchen Belegen eines vollkommen durchgebildeten ästhetischen Sinnes strotzt das Buch in all seinen Theilen. Es entwickelt ferner die gründliche philosophische Bildung, deren Auerbach mächtig ist, es ist ein ganz und gar willkommenes, gut geschriebenes, lebenswürdiges und richtiges Buch. Und doch entwickelt es kaum einen Schatten von der Macht, welche der Idyllendichter Berthold Auerbach entwickelt. Dies ist ein scheinbarer Widerspruch, denn es bespricht ja Boden und Leben seiner Idyllenheimath. Nur ein scheinbarer! Es bespricht ihn nur, es betrachtet ihn nur; der Autor steht hier nicht auf diesem Boden, er erzählt nicht. Wäre dies ein so großer Unterschied? Ja wohl! Es fällt uns nicht ein, vom Schwarzwälder Landmann die Einsicht in städtische und staatliche Verhältnisse zu heischen, wenn dieser Landmann im Rahmen der Novelle sich äußert. Tritt aber dieser Landmann aus dem Rahmen heraus und entwickelt er uns innerhalb unserer Formen und Lebenskreise eine unerwartete höhere Bildung, so verlangen wir auf der Stelle, daß sich diese Entwicklung in all der Schärfe und consequenten Form bewege, welche ihr nöthig ist zum schlagenden Siege. Eine Weile lassen wir uns den harmlosen behaglichen Ton auch für solch ein Thema gefallen, eine Weile interessirt er uns als ungewöhnlich, aber bald verschwindet uns die Persönlichkeit vor dem stärkeren Inhalte, und der Inhalt drängt uns das Bedürfnis auf: schärfere Einschnitte, kategorische Folgerungen zu hören.

Ähnlich, wenn auch nicht ganz so, denn Auerbach vertritt ja nur durch sein Talent den Landmann, verhält es sich mit unserm Verfasser in diesem Buche. Die Anknüpfung an Hebel scheint uns Anfangs besonders glücklich, weil sie uns den geliebten Autor an der Hand seiner lebendigen Heimathswelt in das theoretische Gebiet einführt. Aber bald stört uns dieser Anhalt, weil er den Autor sichtlich hindert, sich in strenger Folge frei auszubreiten nach allen nothwen-

digen Seiten, weil er eine Systematik beeinträchtigt, welche wir innerhalb der einmal vorgezogenen Linien verlangen, weil in solcher immerhin gehaltvollen und oft geistvollen Betrachtung die entscheidende Schärfe fehlt. Dieser Mangel des scharfen Dranges schwächt uns den eigenen Drang nach Beendigung der Lectüre, weil unser Geist wittert, daß wir keinen festen Weg zum Ziele, und kein festes Ziel vor uns haben.

Soll ich mit diesem klagenden Lobe den nahe liegenden Uebergang suchen zur „Frau Professorin,“ welche den reizenden Idylliker in die Stadt lockt? Denn die Stadt ist ja ebenfalls nicht sein Grund und Boden, und die Personen und Zustände derselben werden gedacht und nicht erlebt, werden eher grell als wahr erscheinen, ja, die sorgfältigste Figur, der Collaborator, bleibt ein sogenanntes Abstractum, welches geistreich erfunden und von Stufe zu Stufe, von Gegensatz zu Gegensatz geführt, aber nicht wirklich belebt ist.

Nein, in solcher einseitigen Betrachtung geschähe dem Autor durchaus Unrecht. Jedermann sucht sich zu ergänzen nach den Seiten hin, für welche ihn die Anlage schwächer ausgerüstet hat. Es ist ja gerade des größten Lobes werth, daß Auerbach den Boden seines starken Talentes so tapfer zu erweitern sucht, daß er uns in seinem „Schrift und Volk“ an die Gedankenwelt seiner Formen, daß er uns in der „Frau Professorin“ an den Gegensatz seiner Idyllenwelt führt, an die steifen Pfähle und Menschen der kleinen Residenzstadt. Jedenfalls hat er den letzten Zweck dieses Unternehmens vortrefflich erreicht und mit diesem Gegensatze eine durchgeführte Poesie seines „Vorle“ gewonnen, welches zu seinen schönsten Schöpfungen gehört. In dieser bloß biographischen Aufgabe hat er für dies Vorle eine hinreißende Meisterschaft bewährt, ja Vorle ist vielleicht das vollkommenste Portrait, welches er bisher ausgeführt hat und in dieser Vollkommenheit allein hinreichend, ihm ein unvergängliches Lob des Poeten zu sichern. Seien all die mitspielenden Figuren für den strengsten Kritiker auch nur zur Füllung und zum Widerscheine vorhanden, weil sie nicht tiefer und länger in die Entwicklung des Ganzen eingreifen, sei dieser meisterhaft gezeichnete Wadeleswirth, dieser so reizend angehauchte Wendelin, ja selbst dieser richtig gedachte Malergatte Reinhold für die höchsten Forderungen an ein durchgearbeitetes Gemälde dem Malerausdrucke nach nur „Staffage“ — erfüllen sie nicht für die darzustellende Lebensgeschichte Vorles ihre Aufgabe? Wird nicht Vorle ein unvergeßliches Meisterstück? Wie kraftvoll und bezaubernd lebendig

ist sie in ihrer Dorfheimath, wie wahr in allen Zügen, als sie an dem Stadtleben erkrankt, wie unbeschreiblich rührend, ja tragisch groß, als sie den Entschluß des ewigen Abschiedes faßt und wirklich scheidet! Wer hierbei nicht von der edelsten Rührung übermannt wird, für den ist keine poetische Wirkung vorhanden, und hätte Auerbach nichts weiter geleistet, als die Schöpfung dieses Mädchens, wir wären ihm zu dem wärmsten Danke verpflichtet.

Möge man's ja nicht mißverstehen, daß ich nur unter so mannigfaltigen Einschränkungen zu großem Preise unseres neuesten schwäbischen Dichters gelange. Diese Einschränkungen sind nicht zur Stütze des Tadelns, sondern zur Stütze des Lobes erwähnt. Ich will ausdrücken, daß unser liebenswürdiger Schwarzwälder auch in Diesem und Jenem gar wohl bewandert und tüchtig und vor allen Dingen selbstständig ist, daß aber all diese Tüchtigkeit gering erscheint neben seinem Talente der idyllischen Erzählung. Dies Talent ist unübertroffen, ja einzig in unserer Literatur, und es ist unsere Pflicht und Schuldigkeit, dies nicht nur mit vollem Schalle zu preisen vor dem Publicum, sondern es auch vor dem Autor selbst zu preisen auf Kosten aller andern Fähigkeiten, welche er sich angeeignet. Er selbst soll keinen Augenblick zweifeln — und dieser Zweifel begegnet doch jedem Talente! — ob das Angeeignete höher zu achten sei denn das Geschenk des Genius, und die Neidischen und die platt nützlichen Schwäger sollen keinen Augenblick aufkommen mit dem hohlen Irrthume, eine Dorfgeschichte sei doch ein dürftiges Ding und nicht geeignet, ein ganzes literarisches Leben auszufüllen. Jede gute Geschichte, die aller kleinste im Rahmen, füllt und verwerthet ein ganzes Leben. Auerbach möge sich ja nicht irren lassen und möge mich selber anklagen, der ich früher auch zu wiederholten Malen ihm davon gesprochen, seine Stoffe und Formen zu erweitern. Ich habe Unrecht gehabt, das sehe ich an dieser Frau Professorin: seine Muse ist ganz und gar dieses Vorle selbst, welches in der Stadt bitterlich leidet und einbüßt und um jeden Preis sich wieder hinaus flüchten muß in's Dorfleben. Uns Städter aber, die wir in allerlei Stoffen und Formen herumfahren, wird er am wenigsten beneiden, denn er empfindet und weiß sehr wohl, welche eine Macht er vor uns voraus hat in der unzersplitterten Stärke des einfachen Bauerherzens und Bauerfinnes, eines Herzens und Sinnes, welche in poetischer Religion uns ebenso überlegen sind, wie der Dienst eines alleinigen Gottes dem Dienste der Allgötterei ewig überlegen bleibt in den Wirkungen der Kunst.

Heinrich Laube.